

Literatur zum Thema = Comptes rendus thématiques

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **5 (1998)**

Heft 1

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LITERATUR ZUM THEMA COMPTES RENDUS THÉMATIQUES

LYNDAL ROPER

ÖDIPUS UND DER TEUFEL KÖRPER UND PSYCHE IN DER FRÜHEN NEUZEIT

FISCHER, FRANKFURT A. M. 1995, 314 S.,
FR. 28,90

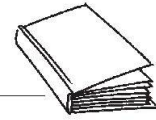
Lyndal Roper – als Historikerin des «frommen Hauses» eine der Protagonistinnen der frühneuzeitlichen Geschlechtergeschichte – versammelt in ihrem 1994 zunächst auf Englisch erschienenen Band «Ödipus und der Teufel» Aufsätze, die seit 1988 entstanden und überwiegend bereits in anderen Zusammenhängen veröffentlicht wurden. Die acht Texte beruhen auf Augsburger Kriminalprozessakten des 16. und 17. Jahrhunderts und erzählen von Ehre und Sexualität, Mutterschaft und Geburt, Kapitalismus und Magie, Exorzismus und Religion, Macht und Disziplin. So disparat wie die Titelseitwörter sind die Beiträge jedoch keinesfalls. Quer durch die vielfältigen Geschichten von Augsburger Dienstboten und Kapitalisten, Hexen und Priestern ziehen sich als thematische «rote Fäden» die Fragen, zum einen nach der Bedeutung des Irrationalen und des Unbewussten in der Geschichte; zum anderen nach der Bedeutung des Körpers und zum dritten nach der Verbindung dieser beiden zur Differenz der Geschlechter. In ihrer umfangreichen und anspruchsvollen Einleitung setzt die Autorin die verschiedenen Texte in Beziehung zueinander, reflektiert ihren methodischen und konzeptuellen Zugang zur Kultur der Frühen Neuzeit und formuliert ein entschiedenes Plädoyer für eine Verbindung zwischen

Körpergeschichte und Geschlechtergeschichte.

Eine Schlüsselstellung kommt für sie hierbei der Beziehung zwischen individueller Subjektivität und Kultur zu. In Abgrenzung zu den «grossen Erzählungen» kritisiert sie den «kollektiven Begriff von Subjektivität» in den Werken Max Webers und Norbert Elias', aber auch in der Diskurstheorie nach Michel Foucault. Da für Roper individuelle Psyche mehr ist als ein «weisses Blatt», in das sich soziale Prozesse oder Diskurse einschreiben, setzt sie sich intensiv mit den Möglichkeiten der psychoanalytischen Theorie für die historische Analyse auseinander.

Um die begriffliche «Kluft zwischen Diskurs, Gesellschaftsstruktur und dem individuellen geschlechtsbestimmten Subjekt» zu überbrücken, greift sie gleichzeitig auf Joan Scotts berühmte Aufforderung, Geschlecht als Kategorie der historischen Analyse zu nutzen, zurück. Eine Geschlechtergeschichte, die Geschlechtlichkeit als soziale Erklärungskategorie versteht, dürfe sich jedoch nicht auf deren sprachliche Repräsentationen beschränken. Geschlechterdifferenz, so lautet Lyndal Ropers herausfordernde Antwort auf den «linguistic turn» in der Geschlechtergeschichte, hat und behält eine physische Dimension. Einen Schwerpunkt des Sammelbandes bilden daher die Vorstellungen, Symbole und Bilder, die sich die frühneuzeitliche Gesellschaft von männlichen und weiblichen Körpern machte.

Die dichten konzeptuellen Überlegungen der Einleitung werden in den Einzelartikeln anschaulich umgesetzt. So demonstriert Lyndal Roper ihren psychoanalytischen Ansatz im Beitrag *Ödipus und der Teufel*, der dem Band seinen Namen gab. Die Aussagen der 1670 wegen Hexerei angeklagten Regina Bartholome bedienen nicht einfach die Erwartungen und Hexereivorstellungen ihrer Richter, sie nutzt die Sprache des Diabo-



lischen, die Elemente des Hexereidiskurses, um ihren persönlichen Konflikten, Gefühlen und Phantasien Ausdruck zu verleihen. Roper führt diese auf ödipale Muster und Konflikte zurück, welche die Angeklagte gleichzeitig auch in ihrer Auseinandersetzung mit dem «väterlichen» Richtergremium in Szene setzt. Auch bei einem distanzierten Verhältnis gegenüber der Psychoanalyse als historischer Methode und auch wenn sich über das allzu geringe Gewicht streiten lässt, das Lyndal Roper dem gewalthaften Charakter der Gerichts- und Foltersituation einräumt: Ihre minutiöse Analyse des Prozessverlaufs ist beeindruckend, der als Ergebnis einer komplexen Interaktion zwischen Richtern und Angeklagter Gestalt annimmt und dadurch einfachen Täter-Opfer-Schemata genauso entgeht, wie der Gefahr, das Fremde an den frühneuzeitlichen Magievorstellungen als «irrational» abzutun.

Nutzt sie hier einen Hexereiprozess für die Analyse einer individuellen Subjektivität, geht sie im Beitrag *Hexerei und Hexenphantasien in der Frühen Neuzeit* noch einen Schritt weiter. Eine Prozessserie gegen sogenannte Kindbettkellerinnen interpretiert sie vor dem Hintergrund ambivalenter Gefühle gegenüber Geburt und Mutterschaft in der frühneuzeitlichen Gesellschaft und bietet damit ein ergänzendes Erklärungsmuster für das Phänomen der Hexenverfolgung an, das sie als Ergebnis kollektiver Ängste, Konflikte und Verdrängungen sieht.

Auf verschiedenen Ebenen thematisiert der Sammelband auch Fragen um die frühneuzeitliche Männlichkeit. *Wille und Ehre. Sexualität, Sprache und Macht in Augsburger Kriminalprozessen* deckt hinter Aussagen in Kriminalprozessen kollektive Vorstellungen über männliche und weibliche Sexualität und Ehre auf. *Bedrohte Männlichkeit. Kapitalismus und Magie in der Frühen Neuzeit* erzählt die

Geschichte des Grosskaufmanns Anton Fugger, der mit Hilfe einer Hellseherin und ihrer Glaskugel die hausväterliche Aufsicht über seine Angestellten aufrecht zu halten pflegte, und stellt – etwas überraschend – Zusammenhänge zwischen der Entstehung kapitalistischer Rationalität, magischen Vorstellungen und männlicher Identität her. Schliesslich skizziert Lyndal Roper in *Blut und Latze. Männlichkeit in der Stadt der Frühen Neuzeit* auf einer auch konzeptuellen Ebene Überlegungen zu einer frühneuzeitlichen Männergeschichte und stellt die Frage nach dem Verhältnis zwischen (männlichem) Geschlecht und gesellschaftlicher Macht. Obwohl Ropers Begrifflichkeit hierbei nicht ganz eindeutig ist – so differenziert sie nur ungenügend zwischen Männlichkeit, männlicher Identität und männlicher Ehre – gelingt ihr ein vielschichtiger Zugriff auf dieses bislang kaum thematisierte Fragenfeld. Vormoderne Männlichkeit erschöpfte sich ihr zufolge nicht im reformatorisch-obrigkeitlichen Tugendkatalog für gute Hausväter, Handwerker und Stadtbürger oder in der öffentlichen Konstituierung und Inszenierung kollektiver männlicher Ehre. Trinken und Raufen als integrale Bestandteile eben dieser Männerkultur gefährdeten gleichzeitig die soziale Ordnung, und ein zeitgenössischer Diskurs konstruierte und beklagte die männlichen Untugenden des Spielens und Trinkens, Verschwendens und Raufens. Der männliche Körper wurde als Gefäss von Trieben und Körperflüssigkeiten imaginiert, die ständig auszubrechen und seine Umwelt zu verunreinigen drohten. Männlichkeit erscheint ihr somit als paradox und widersprüchlich und nicht unmittelbar konnotiert mit gesellschaftlicher Macht von Männern.

Das Spannungsverhältnis zwischen Exzess und Repression beschäftigt Lyndal Roper auch in *Fressen, Saufen, Huren. Disziplinlosigkeit und die Ausbildung*

protestantischer Identität. Am Beispiel der protestantischen Moral- und Sittenkampagne entwirft sie mit einem diskurs-theoretischen Ansatz zum einen, mit ihrer geschlechtergeschichtlichen Perspektive zum anderen eine grundlegende und überzeugende Kritik am theoretischen Modell der Sozialdisziplinierung.

Lyndal Ropers ambitioniertes und engagiertes Buch wird Widerstände und Kritiken provozieren – sein anregendes Potential aber ist unbestreitbar. Ihren Anspruch, eine «Geschichte der frühneuzeitlichen Kultur, die Subjektivität, Psyche und Körper in sich vereint», zwar nicht zu schreiben, aber doch auf den Weg zu bringen, hat sie mit ihm sicherlich eingelöst.

Olivia Hochstrasser (Basel)

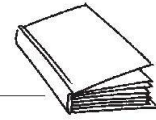
**WALTER ERHART,
BRITTA HERRMANN (HG.)
WANN IST DER MANN
EIN MANN?
ZUR GESCHICHTE
DER MÄNNLICHKEIT**

J. B. METZLER, STUTTGART 1996, 392 S., FR. 46.–

Literarische, filmische und mythische Repräsentationen von Männlichkeit bilden die Untersuchungsgrundlage eines erheblichen Teils der hier versammelten 18 Beiträge. Wiederholt wird dabei deutlich, wie sich Männlichkeitskonzepte über die Darstellung und Festschreibung von Weiblichkeit, aber auch in Abgrenzung von anderen Männlichkeiten konstituieren. Gerade literarische und filmische Texte machen allerdings auch sichtbar, wie prekär sich solche sozialen und sexuellen Grenzziehungen gestalten. So zeigt Susan Kassouf anhand einer von den «queer studies» inspirierten Lektüre der Filmkomödie «Männer» von Doris Dörrie, wie homosexuelle Subtexte dazu bei-

tragen können, heterosexuelle Männeridentitäten zu unterlaufen und gleichzeitig zu festigen, und Walter Erhart liest den Western als immer schon historische Erzählung über die Produktion und Bedrohung von Männlichkeit in der Schwellensituation des «wilden» Westens.

Neben literaturwissenschaftlichen Beiträgen sind historische Diskursanalysen, philosophische und kulturgeschichtliche Arbeiten zur Geschichte der Männlichkeit in dieser Aufsatzsammlung vertreten, die Erhart und Herrmann einleitend im interdisziplinären Arbeitszusammenhang der «gender studies» verorten. Als wirkungsmächtiger, historisierungsbedürftiger Diskurs über Geschlechtsidentität und als Erkenntnisperspektive steht die Psychoanalyse im Zentrum vieler der präsentierten Überlegungen. Paul Smith' Archäologie der psychoanalytischen Bestimmungen von Männlichkeit legt dar, dass sich Freud zu Beginn seiner wissenschaftlichen Tätigkeit oftmals männlichen Symptomen und Neurosen zuwandte, während sich sein Interesse später auf das «Rätsel» der Weiblichkeit verschob. Besonders aufschlussreich erscheint Freuds Abwendung vom männlichen Schmerz: Bezog er sich anfänglich in analytischer Absicht auf seine eigenen Migräneattacken, so standen in seinen späteren Arbeiten Migräneanfälle ausschliesslich für die «hysterischen Kopfschmerzen» seiner Patientinnen. Smith deutet diese Verwerfung als Unterdrückung einer Erfahrung von Männlichkeit, die dem unangenehm nahe kommt, was Freud als weibliche Hysterie konzeptualisiert. So erscheint der Abgrund zwischen männlichem Subjekt und weiblichem Körper, der für den Diskurs der Psychoanalyse konstitutiv ist, als Verschiebung des Problems männlicher Sexualität und Macht. Im Anschluss an die feministische Psychoanalyse und gegenüber einer Theorie der männlichen Sexualität, die sich auf das ödipale Sche-



ma beschränkt, plädiert der Autor denn auch für eine grössere Aufmerksamkeit für das Präödipale im männlichen Imaginären.

Ambivalenzen und Widersprüche prägten den Geschlechterdiskurs in der Sattelzeit um 1800, wie ihn Britta Herrmann in Heinrich von Kleists literarischen Texten und Briefen aufspürt. Hinter den Bezugnahmen auf ein stereotypes Weiblichkeitskonzept im Rahmen von Kleists gescheitertem Eheprojekt macht sie eine krisenhafte Auseinandersetzung mit widersprüchlichen Männlichkeitsbildern aus. Empfindsame und romantische Ganzheitsvorstellungen, die Intimitätsmodelle der Geschwisterehe und der von Kleist als griechisch bezeichneten Liebe zwischen Männern treten in Konkurrenz zur Polarisierung der Geschlechtscharaktere und lassen eine Sehnsucht nach der Auflösung der Geschlechtergrenzen zutage treten. Indem die Autorin die Gewaltsamkeit und Unsicherheit von Kleists Männlichkeitsentwürfen betont, weist sie darauf hin, wie konfliktreich die Zurichtung zum Mann um 1800 sein konnte.

Seiner kulturwissenschaftlichen Ausrichtung entsprechend thematisiert der Sammelband die Bedeutung von Männlichkeitskonzepten für die Entstehung und den Wandel von Institutionen und Wirtschaftsweisen nur am Rand. Eine lesenswerte Ausnahme bildet die Untersuchung Judith L. Newtons zur Herausbildung einer politischen Öffentlichkeit im England des 19. Jahrhunderts. Die Autoren der liberalen *Edinburgh Review* gründeten ihren öffentlichen Anspruch auf die Wissenschaftlichkeit der politischen Ökonomie. Mit der Konstruktion einer Identität als «Männer der Wissenschaft» versuchten sie sich in ihren politökonomischen Essays sowohl von den Unternehmern als auch von den gebildeten liberalen Frauen abzugrenzen und führten damit neue Ungleichheiten in den liberalen Entwurf der

öffentlichen Sphäre ein. Newton zeigt, wie der Ausschluss der Frauen über die Hervorhebung der grösseren weiblichen Körperhaftigkeit verlief. Die Betonung der eigenen Körperferne erhob die wissenschaftliche Gemeinschaft aber auch über die auf ihre materiellen Interessen verwiesenen Unternehmer und verband die Legitimation der politischen Ökonomie mit einem neuen Männlichkeitsdiskurs.

Mehrere Beiträge befassen sich mit Männerbünden und Männerfreundschaften, Formen von männlicher Soziabilität, die erst in letzter Zeit ins Blickfeld der Forschung geraten. In seinem Aufsatz zu Männerfreundschaften in der römischen Aristokratie des Prinzipats untersucht Thomas Späth das in den Texten oft als «amicitia» erscheinende Beziehungsfeld anhand der Briefe von Plinius dem Jüngeren. Die Reduktion auf die utilitaristisch-politischen Aspekte von Männerbeziehungen, die in der althistorischen Forschung bislang vorherrschte, weist der Autor in seiner Diskursanalyse mit dem Hinweis zurück, dass das Leben eines Senators keine strikte Trennung von öffentlicher und privater Sphäre aufwies. Er erschliesst die Bedeutungselemente der Männerfreundschaft vielmehr aus der männlichen Subjektposition des «pater familias», aus der sich die verschiedenen sozialen Verpflichtungen und männlichen Tätigkeitsbereiche ergaben. Männerfreundschaften gehorchten in diesem Netz sozialer Praktiken gewissen Regeln des Austauschs. Gleichwohl lassen die untersuchten Briefe den grossen Stellenwert des freundschaftlichen Vertrauens und der emotionalen Bindung erkennen. Späth erblickt in Plinius' Klagen über die sozialen Verpflichtungen des Stadtlebens und in den Passagen über die Dichtkunst überdies eine Relativierung der früheren aristokratischen Männlichkeitsnorm, welche die politisch- ■ 165

forensischen Aufgaben in den Vordergrund gestellt hatte.

Die Heterogenität der Aufsatzsammlung äussert sich nicht nur in der Vielfalt der disziplinären Zugänge, sondern auch in der jeweils unterschiedlich weitreichenden Erprobung der Kategorie Geschlecht. So liefert Dieter Lenzen eine ausgreifende Geschichte der Vaterschaft, deren plakative These einer 2000jährigen Demontage der Vaterschaft die geschlechtergeschichtliche Bemühung vermissen lässt. Gegenüber diesem kulturgeschichtlichen Grossentwurf beweisen die besprochenen Beiträge, wie anregend historisch präzise Kontextualisierungen von Männlichkeit sein können.

Daniela Saxer (Zürich)

ROBERT WILLIAM CONNELL MASCULINITIES

UNIVERSITY OF CALIFORNIA PRESS, LOS ANGELES
1995, 295 P., £ 45.–

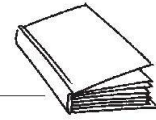
Dans cet ouvrage, Connell couvre d'une manière exhaustive le thème de la masculinité, un sujet populaire et médiatique dans le monde anglo-saxon depuis le début des années 90. Conscient d'aborder des arguments explosifs et des risques d'obtenir des mauvaises réponses, l'auteur juge toutefois nécessaire de faire le point sur la recherche et la théorie de la masculinité.

Composé de trois parties, ce livre, complexe pour un public non averti, témoigne toutefois d'une grande cohérence, par une mise en perspective théorique, historique et politique de la masculinité. Se trouvent associés dans cette publication deux axes de recherche, déjà perceptibles dans les livres antérieurs de cet auteur, à savoir la recherche empirique et une réflexion méthodologique sur la construction du savoir dans ce domaine.

(cf. *The child's construction of politics*, Carlton Victoria, 1975; *Gender and power: society, the person and sexual politics*, Stanford, 1987 et *New directions in gender theory, masculinity research and gender politics*, Ethnos, 1996).

La première partie aborde les modèles théoriques élaborés au long du XXe siècle pour comprendre et pour produire une science de la masculinité. L'intérêt de l'auteur ne se limite pas uniquement aux expériences cliniques (psychanalyse) et aux recherches en sciences sociales mais comprend aussi la connaissance issue des mouvements féministes et homosexuels. Est-ce que la masculinité est un objet cohérent de connaissance? C'est le fil conducteur de ces premiers chapitres. La réponse est négative car les formes de connaissance qui expliquent les différences entre femmes et hommes (psychologie, biologie, sciences humaines, religion et sens commun) entrent en conflit et ne réussissent pas à produire une science généralisatrice de la masculinité. Connell s'intéresse ensuite aux corps, incontournables pour la construction de la masculinité. L'objectif du dernier chapitre est d'établir un cadre d'analyse systématique fondé sur les études contemporaines des relations de genre pour pouvoir distinguer les types de masculinité et comprendre les dynamiques du changement masculin.

Comme l'annonce le pluriel du titre, la masculinité peut être habitée de différentes manières. Les idées de l'auteur sur les formes de masculinité ont été développées au cours d'une recherche empirique menée en Australie et présentée dans la deuxième partie du livre. Cette étude se fonde sur des histoires de vie recueillies auprès de quatre groupes d'hommes qui dans des circonstances diverses ont transgressé les frontières de genre, du masculin «traditionnel» (jeunes hommes au chômage, hommes employés dans des organisations écologiques,



homosexuels et hommes membres des professions techniques). L'objectif principal étant ici d'explorer les possibilités de changement du masculin. L'analyse montre la construction sociale de la masculinité à laquelle participent entre autres l'école, le sport et le marché de l'emploi. Reliant systématiquement vie personnelle et structure sociale, l'auteur présente à la fois les multiples possibilités et la complexité du changement de la masculinité et montre que les variations du masculin ne signifient pas ipso facto des remises en question des rapports de genre.

Dans la dernière partie de l'ouvrage, Connell examine d'abord l'histoire globale des masculinités depuis le XVI^e siècle: la masculinité en tant que valeur dominante est étroitement liée à l'histoire du monde occidental. Il s'intéresse ensuite aux formes spécifiques des politiques de la masculinité dans nos sociétés occidentales contemporaines. Sont abordées les politiques publiques qui sont faites quasi exclusivement par les hommes (prédominance masculine dans les cabinets et équipes ministériels, au parlement, dans les partis politiques, etc.) et les diverses organisations masculines («renaissance virile», lobby des armes, mouvements homosexuels masculins et de libération des hommes). L'auteur considère enfin les implications politiques de la connaissance actuelle sur les masculinités du point de vue de la justice sociale dans les relations de genre.

L'impression qui ressort de cet ouvrage est celle d'une grande maîtrise de la littérature et des débats interdisciplinaires sur la question des genres, et plus particulièrement sur la masculinité. Son principal intérêt réside dans le fait de mettre en évidence les apports des déconstructions féministes, gays et lesbiennes dans l'étude de la masculinité et de montrer que les concepts de masculinité et féminité sont des concepts relationnels, qui ne prennent

sens que l'un par rapport à l'autre. Le genre masculin se construit en opposition hiérarchique avec le féminin, produisant une démarcation sociale et une opposition culturelle transcendant les classes, les «races» et les nationalités. Pour conclure avec les mots de Connell, ce sont les relations de genre qui constituent un objet cohérent de connaissance car «la connaissance de la masculinité se développe au sein du projet de connaissance des relations de genre».

Magdalena Rosende (Lausanne)

THOMAS KÜHNE (HG.)
**MÄNNERGESCHICHTE –
GESCHLECHTERGESCHICHTE
MÄNNLICHKEIT IM WANDEL
DER MODERNE**

CAMPUS, FRANKFURT A. M. 1996, 220 S., FR. 38.80

«Was lange Zeit selbstverständlich war (oder doch schien), wird seit einigen Jahren immer fragwürdiger, undeutlicher, problematischer: die Antwort auf die Frage <Wann ist ein Mann ein Mann?>». Mit diesem Satz beginnt der einführende Artikel «Männergeschichte als Geschlechtergeschichte» von Thomas Kühne im Sammelband «Männergeschichte – Geschlechtergeschichte». Er versammelt einen recht bunten Haufen von Frauen und Männern, die sich mit Männergeschichte beschäftigen. Die Breite der angesprochenen Themen wird nur dadurch zusammengehalten, dass es sich überall um Beispiele aus dem deutschsprachigen Kulturraum handelt. Die fehlende thematische Einheit ist aber kein Manko. Es geht ja auch darum, den Gedanken der Historizität von Männlichkeit bekannt zu machen und zu zeigen, was Männergeschichte alles sein kann.

Einer der grundlegenden Gedanken der geschlechtergeschichtlichen Männer-

geschichte ist laut Kühne die Ablehnung der Vorstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit als Naturereignis. Männer und Männlichkeit sind ebenso wenig naturgegeben wie Frauen und Weiblichkeit. Dies mag für die informierte Leserin und den informierten Leser eine längst bekannte Trivialität sein. Nicht so für Kaspar Maase, der in seinem – abgesehen von dem im folgenden zitierten sexistischen Biologismus interessanten – Artikel über die männliche Jugend in den 1950er Jahren schreibt: «Echte Männlichkeit» wird – im Unterschied zu Weiblichkeit – nicht durch natürliche Reifung der mit entsprechenden Geschlechtsorganen ausgestatteten Individuen erlangt; sie ist gegen elementare Widerstände zu erringen und immer neu zu beweisen.»

In ihrem Beitrag «Soldaten, Staatsbürger» verweist Ute Frevert zu Recht auf die «doppelte Relationalität des Geschlechterverhältnisses» und meint damit, dass Frauen und Männer in der Bildung ihrer Identität wechselseitig aufeinander bezogen sind. Die von ihr dann im Rahmen einer «radikalisierten Forschungsagenda» aufgeführten Fragen sprechen allerdings das Stichwort «soziale Ungleichheit» nicht an. Wenn aber Radikalität mit einem Emanzipationsanspruch und mit einem Interesse an der Analyse von Gewalt- und Herrschaftsverhältnissen einhergeht, dann kann hier nicht von Radikalität die Rede sein.

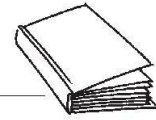
Dieser Radikalitätsanspruch wird auch im Rest des vorliegenden Sammelbandes nicht konsequent eingelöst. Kritische Männergeschichte darf sich aber nicht darin erschöpfen, die Historizität von Männlichkeit nachzuweisen. Der Herrschafts- und Gewaltanteil von Männlichkeit muss systematisch berücksichtigt werden.

Bei der Frage «Wann ist ein Mann ein Mann?» ist die Bildung von männlicher

menhang ist auf die Funktion der Gewalt gegen fremde Körper wie auch gegen den eigenen Körper hinzuweisen. Ich möchte dies deutlich machen an zwei Beispielen. Während das erste meines Erachtens von einem Mangel an Sensibilität für den Gewaltaspekt zeugt, steht das zweite für die Erfüllung des genannten Anspruchs.

Karen Hagenmann beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit «patriotisch-wehrhafter Männlichkeit in der Zeit der Befreiungskriege» und verwendet dafür die sogenannte Befreiungslyrik als Quelle. Sie zitiert ein Gedicht von 1813, in dem es um den «braven Soldaten» und sein Verhalten gegenüber Frauen des «eigenen» Landes geht. «Ein Küsschen, das ist Kriegsgebrauch, Giebt man das nicht, so nehm ich's auch, Den Streiter muss man lohnen: Doch Ehr' und Unschuld schonen, Ist jeden braven Kriegers Pflicht, Die schützt mein Arm, Die raub' ich nicht.» Hier wird explizit die Frage der sexuellen Gewalt angesprochen. Dies wird aber von Hagenmann eigenartigerweise nicht berücksichtigt, sie spricht statt dessen von der «Vorstellung von der erotischen Anziehungskraft eines Mannes, der seine Männlichkeit als »Kriegsheld« unter Beweis gestellt hatte».

Im folgenden Beispiel möchte ich die Gewalt gegen den eigenen Körper und deren Anteil an der männlichen Identitätsbildung herausstreichen. Es handelt sich um den Artikel von Lynn Blattmann zum männerbündischen Charakter der schweizerischen Studentenverbindungen von 1870 bis 1914. Sie spricht die Gewaltfrage unter anderem im Zusammenhang mit dem Alkoholtrinkzwang an. «Durch die konnotative Kopplung von exzessivem Alkoholkonsum und Körperkraft lag eine eindeutige Bindung ans männliche Geschlecht vor.» Beim rituellen Trinken wurden die eigenen körperlichen Grenzen systematisch überschritten. Geregelt wurde dies durch den sogenannten Bier-



komment, dem sich die Mitglieder der Verbindung unterwerfen mussten. Soviel zum Stichwort der Gewalt.

Der Begriff des Männerbundes kommt in mehreren Beiträgen vor, aber ausführlich diskutiert wird er nur im Artikel von Blattmann. Das zentrale Charakteristikum des Männerbunds sind ihr zufolge die «mythischen Vorstellungen von unbezwingbarer Männlichkeit», gegen deren rationale Überprüfung die Mitglieder eines Männerbunds sich massiv zur Wehr setzen. Obwohl Blattmann auch auf die körperliche Dimension dieses Phänomens eingeht, wird in ihrem Artikel die Möglichkeit der homosexuellen Färbung von Männerbünden nicht erörtert.

Im Beitrag von Nicolaus Sombart über Männerbünde in der deutschen Geschichte nimmt Homosexualität dagegen grossen Raum ein. Es ist zu begrüßen, dass diese Frage mehr als nur am Rand behandelt wird, zu häufig wird unter «Männlichkeit» selbstredend heterosexuelle Männlichkeit verstanden. Doch die Art und Weise, in der Sombart das Thema angeht, hinterlässt einen zwiespältigen Eindruck. Er schreibt, dass die «wilhelminische Gesellschaft in einem kaum zu überschätzenden Ausmass homosexuell durchwachsen» war, ohne diesen Befund zu spezifizieren oder zu belegen. Auch Formulierungen wie die folgende sind eher befremdlich als präzise und eindeutig: «Der <Deutsche> wurde – in den meisten Fällen nicht zu Unrecht – als homosexuell perzipiert und verspottet.»

Kommen wir zum Schluss. Es sind nicht alle der insgesamt elf Artikel des Sammelbands angesprochen worden, obwohl noch einige es verdient hätten, ausführlicher erwähnt zu werden. Ich denke hier an Beiträge wie den von Sabina Brändli, die sich mit der Feminisierung und Abwertung des Modischen und der Kleidermode im 19. Jahrhundert befasst oder den Artikel von Thomas Kühne zu

Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jahrhundert. Das Buch sei auf jeden Fall als taugliche Einführung ins Thema empfohlen.

Alex Schärer (Zürich)

UTE FREVERT
**«MANN UND WEIB, UND WEIB
UND MANN»**
**GESCHLECHTER-DIFFERENZEN
IN DER MODERNE**

BECK, MÜNCHEN 1995, 254 S., FR. 19.–

Das Geschlecht soll zu einem geschichtlichen Grundbegriff werden, so fordert die Historikerin Ute Frevert, die mit ihrem Buch «Mann und Weib, und Weib und Mann» ihr drittes Werk zur Geschlechtergeschichte vorlegt.

Das erste der drei, ihr mittlerweile in mehrere Sprachen übersetztes Standardwerk (*Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit*, Frankfurt 1986), stellte die Frage nach dem Umgang der bürgerlichen Gesellschaft mit den Frauen ins Zentrum. Die heute als Nachfolgerin Ulrich Wehlers an der Universität Bielefeld lehrende Historikerin knüpfte mit ihrer Frauengeschichte im besten Sinne an das Postulat einer Geschlechtergeschichte an, der es um eine «Herausforderung des historiographischen Denkens» ging.

Frevert gehört zu den ersten, die erkannten, dass die Frauen- und Geschlechtergeschichte bei allen Erfolgen die etablierte Geschichtswissenschaft dennoch nicht herauszufordern vermochte. Zu einfach war es für die «scientific community», die Erkenntnisse der Geschlechtergeschichte bequem zu ignorieren. Dies fiel besonders leicht, da trotz der Frauengeschichte unter dem Begriff «Geschlecht» mehr oder weniger stillschweigend wieder nur «Frau» verstanden wurde. ■ 169

Folgerichtig setzte Ute Frevert mit ihrem zweiten geschlechtergeschichtlichen Werk zum Sprung über den Geschlechtergraben an und bezog darin die Fragen nach dem «gendering» konsequent auch auf Männer. Ihre 1991 unter dem Titel «Ehrenmänner» erschienene brillante Studie zur Rolle des Duells in der bürgerlichen Gesellschaft bewies, dass der Begriff «Geschlecht» oder «Gender» mit einem erstaunlichen Erkenntnisgewinn auch auf Männer angewendet werden kann.

Doch bannt auch die Zuspitzung der geschlechtergeschichtlichen Fragestellungen auf Männer keinesfalls die Gefahr der Isolation und damit der Marginalisierung der Geschlechtergeschichte. Solange die Beziehungen der Geschlechter als «farbige Tupfer» im Geschichtsbild wahrgenommen werden, wird sich daran, laut Frevert, auch nichts ändern. Sie argumentiert deshalb in ihrem neuen Buch, dass die Geschlechterverhältnisse «zentrale Fluchtpunkte» im Bild der Moderne darstellen und deshalb generell in die historischen Überlegungen mit einbezogen werden müssen.

In vier längeren Abhandlungen skizziert sie eine Sichtweise der modernen Geschichte, in der das «Geschlecht» zu einem neuen Leitbegriff im sozialhistorischen Koordinatensystem aufsteigt.

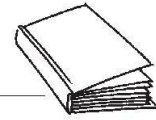
In der ersten beleuchtet sie die begriffsgeschichtlichen Hintergründe der gesellschaftlichen Konstruktion von Geschlecht und schreibt damit den im eben vollendeten siebenbändigen Handbuch «Geschichtlicher Grundbegriffe» vermissen Artikel zum Stichwort Geschlecht gleich selbst. Mit den aus den Arbeiten Reinhart Kosellecks bekannten Methoden der historischen Semantik durchkämmt Frevert die verschiedensten 1730 bis 1990 erschienenen Konversationslexika und fragt nach der Rolle und der jeweiligen

Im zweiten Teil spürt sie unter dem Titel «Unser Staat ist männlichen Geschlechts» den Entwicklungen der politischen Topographie der Geschlechter nach. Aus einer Fülle verschiedenster Quellen wird herausgearbeitet, wie sich im 19. Jahrhundert eine Politik der Geschlechter etablieren konnte, die nicht nur eine enorme «Differenzierung der Geschlechtscharaktere» (Karin Hausen) zur Folge hatte, sondern die Frauen als Geschlecht von der stattfindenden Demokratisierung und somit von der Politik der bürgerlichen Gesellschaft ausschloss. Hier zeigt sich auch, dass Ute Frevert einen Teil der Überzeugungskraft ihrer Argumentationsweise daraus schöpft, immer wieder vom Kleinen aufs Grosse wechseln zu können, um durch diesen ständigen Perspektivenwechsel überraschende Einblicke und Bezüge zu vermitteln.

Der dritte Beitrag, der den Titel «Kulturfrauen und Geschäftsmänner» trägt, dürfte wohl am ehesten zum Widerspruch herausfordern.

Ausgehend von der Beobachtung, dass die bürgerliche Gesellschaft nicht nur nach Klassen, sondern ebenso sehr auch nach Geschlechtern unterschied, kommt Frevert zur These, dass die bürgerlichen Frauen systematisch von den ökonomischen Quellen bürgerlicher Lebensführung ferngehalten wurden, was dazu führte, dass sie den Part der «ästhetischen Repräsentation übernahmen» und sich somit «anders und weniger mit ihrer Klasse identifizierten» als ihre Männer.

Daraus folgt nun, so Frevert, dass die Frauen eine grössere Offenheit gegenüber den Klassenschranken an den Tag legten, und zwar nach beiden Seiten. Die bürgerlichen Frauen übernahmen laut dieser These einerseits die Funktion von Aufstiegsvehikeln (ihrer Männer), andererseits durchbrachen sie im Rahmen ihres sozialen Engagements die Schranken zum Proletariat leichter als ihre Männer. Diese



festgestellte «eigentümliche <Fluidität> bürgerlicher Frauen» fordert die bisher gültigen Normen der Sozialgeschichte heraus und weist auf die Notwendigkeit hin, den Begriff Geschlecht zur unentbehrlichen Kategorie jeder seriösen Sozialgeschichte werden zu lassen.

Im vierten Teil schliesslich begibt sich Ute Frevert auf das «Feld der Ehre» und untersucht Unterschiede, Zweck und Funktion der weiblichen und der männlichen Ehre im 19. Jahrhundert. Obwohl diese Ehrbegriffe heute völlig erodiert sind, wird das Wissen um deren geschlechtsspezifische Grammatik zu einem wichtigen Schlüssel des Verständnisses der Historizität der Geschlechtscharaktere und damit gleichzeitig zu einem weiteren Argument für eine konsequente Arbeit mit dem Begriff Geschlecht.

Der versierten Sozialhistorikerin gelingt es, ihrem Anspruch gerecht zu werden und die Geschlechterdifferenzen über den ganzen langen Zeitraum der Moderne herauszuarbeiten. Die Flexibilität und die Klarheit ihrer Sprache macht es leicht, den immer wieder neuen Bezügen zu folgen. Schon nach wenigen Seiten erliegt man ihrer ebenso kühlen wie fundierten Argumentationslust. Der stellenweise aufblitzende ironische Wortwitz macht das Lesen zum Vergnügen.

Lynn Blattmann (Zürich)

GEORGE L. MOSSE
DAS BILD DES MANNES
ZUR KONSTRUKTION
DER MODERNEN MÄNNLICHKEIT

FISCHER VERLAG, FRANKFURT A. M. 1997, 284 S.,
DM 44,-

George Mosse, Historiker deutsch-jüdischer Abstammung, 1908 in Berlin geboren und 1933 in die USA geflohen, legt kurz vor seinem 90. Geburtstag ein Al-

terswerk vor, das manche Themen seiner früheren Arbeiten über Faschismus, Militarismus, Nationalismus und Sexualität wiederaufnimmt. Er arbeitet aber diesmal einen Aspekt heraus, der in seinen bisherigen Arbeiten zwar immer vorhanden, doch seiner eigenen Einschätzung nach bislang nur von sekundärer Bedeutung war, die zentrale Rolle des Männlichkeitsstereotyps für die Entwicklung von Staat und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Er liefert damit einen Beitrag zu der seit den 80er Jahren aktiv werdenden Männerforschung, die sich in einigem Abstand zur Frauenforschung daran macht, die «Konstruktion der modernen Männlichkeit» zu re- und dekonstruieren. Allerdings stammt das meiste dieser Forschung von Autoren, die für Mosse die Generation der Kinder und Enkel darstellen. Geht man einmal davon aus, dass in unserer eigenen biographischen Erfahrung über unsere Eltern und Grosseltern die Vergangenheit in unsere Gegenwart hineinreicht, so wird deutlich, dass für Mosse der Zeitraum, mit dem er sich beschäftigt, nicht nur als historischer Gegenstand, sondern über einen weiten Zeitraum auch als biographische Realität zugänglich ist.

Da ihn «vor allem die normsetzenden, nicht die normsprengenden Definitionen der Männlichkeit» (20 f.) interessieren, tritt dadurch seine zentrale These um so schärfer hervor, dass sich nämlich am männlichen Stereotyp in den letzten 200 Jahren nur wenig geändert habe und es erst seit dem Zweiten Weltkrieg zu dessen allmählicher Aushöhlung komme. Der Preis dieser These, der zugleich eine Schwäche des Buches ausmacht, sei hier schon benannt: der Zusammenhang von diskursiv hergestelltem Stereotyp, gelebter Norm und sozialstrukturellen Veränderungen bleibt unklar. Hier wäre sicherlich ein stärker sozialwissenschaftlich-theoretischer Zugang hilfreich gewesen.

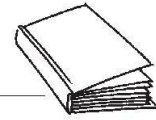
Ausgewogen wird dies wiederum durch die Breite des Blicks und die Belesenheit von Mosse, auch wenn er für den Kenner des Themenbereichs kein substantiell neues Material aufarbeitet.

Die Arbeit ist im wesentlichen chronologisch aufgebaut und breitet dieses Material entlang der in der Geschlechterforschung umfangreich diskutierten These aus, dass sich gegen Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts die Bilder von Mann und Frau inhaltlich und in der Bewertung neu organisieren und es zu einer Verschärfung der Geschlechtergrenzen kommt. Dies wird vor allem an den Entwicklungen in Deutschland, aber auch in Frankreich, England und eingeschränkt auch in Italien aufgezeigt. Für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, die nur im letzten Kapitel kurz gestreift wird, überwiegt dann die kulturelle Hegemonie der USA. Ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden die Männerbilder des aristokratischen Lebensstils von Ritterlichkeit und Ehre im Zuge der einsetzenden Verbürgerlichung sowohl systematisiert wie moralisiert. Die aristokratische Ehre wird zur bürgerlichen Tugend und das maskuline Ideal von Stärke und Schönheit zum entindividualisierten Symbol von Gesellschaft und Staat. Wirkungsvolle Sprachrohre der neuen Geschlechterideologie sind die Wissenschaften, vor allem Anthropologie und Medizin. An Lavaters Physiognomie und Winkelmanns griechischem Schönheitsideal zeigt Mosse dann die Zunahme der Körperkontrolle und die Moralisierung des Diskurses durch die Gleichsetzung von Schönheit und Tugend. Der männliche Körper sollte nun «das Bedürfnis der Gesellschaft nach Ordnung und Fortschritt wie auch die Tugenden der Selbstkontrolle und Mässigung widerspiegeln. Frauen als öffentliche Symbole erinnerten primär an die Vergangenheit, an Unschuld und Keuschheit.» (17) Sport, Tur-

nen und militärische Gymnastik werden zum Transporteur der neuen Tugenden.

Zugleich ist Winkelmanns männliches Schönheitsideal unübersehbar von seiner Homosexualität geprägt, ein Thema, das Mosse am Rande anspricht. Diese homoerotische Doppelbödigkeit findet sich in den meisten Formen eines übersteigerten Männlichkeitsideals. Bei Mosse wird dies durch die Schaffung eines «Antitypus» ausbalanciert, zu der als gesellschaftliche Aussenseiter Homosexuelle ebenso gehörten wie Juden, Zigeuner und Verbrecher, so dass das maskuline Stereotyp nicht nur mit Nationalismus und Militarismus, sondern zugleich mit Rassismus und Antisemitismus verknüpft ist. Die Abgrenzung gegenüber den Frauen ist hingegen von anderer Qualität. Sie sind nach Mosse keine Aussenseiter im obigen Sinn, haben sie doch ihren festen Platz in der Gesellschaft. Der Mann braucht sie, um sich seiner Männlichkeit bewusst zu werden, legt sie aber damit gleichzeitig auf ein bestimmtes feminines Stereotyp fest.

Eine erste Krise erfährt das Männlichkeitsstereotyp in der Dekadenzbewegung der Jahrhundertwende und dann nochmals in den 20er Jahren. «Die Aussenseiter verbündeten sich miteinander»; (119) vor allem Homosexuelle und Lesben entwickelten zum ersten Mal eine Strategie der Provokation, indem sie ihr negatives Stereotyp offensiv nach aussen trugen. Neben diesen vor allem in der künstlerischen Avantgarde angesiedelten Gruppierungen finden sich Gegenbewegungen auch in Jugendbewegung und Nudismus, die zu dem Gefühl beitrugen, «dass die Moral unter dem Druck der Moderne in Auflösung begriffen war». (132) Auch nahm die Diagnose nervöser Krankheiten schon seit der Jahrhundertwende zu. Sowohl Sexualwissenschaft wie die entstehende Psychoanalyse förderten einiges zu Tage, wodurch das männliche Ideal unter Beschuss geriet.



Mosse sieht das Stereotyp allerdings durch diese Krisenerscheinungen nochmals bestärkt, was sich in einer breiten Gegenbewegung sowohl im Faschismus wie im Bolschewismus gezeigt habe. Deutlich wird dadurch nochmals die Multifunktionalität des maskulinen Ideals, da es in ähnlicher Weise in allen politisch-ideologischen Lagern zu finden ist, bei den Faschisten ebenso wie in der Arbeiterbewegung oder beim «neuen Mann» der Bolschewisten. Der «Opfergedanke» und die «Läuterung durch Leiden» wird zum Kernideal des soldatischen Mannes; auch die Kommunisten traten für eine aggressive, kraftvolle Männlichkeit ein.

Der angesprochene Mangel des Buches kommt sicherlich nicht zufälligerweise in einem Kapitel zum Ausdruck, dass – eingeklemmt zwischen den Kapiteln «Krieger und Sozialisten» und «Der neue faschistische Mann» – «Die «normale» Männergesellschaft» beleuchtet. Es geht hier vor allem um die Institutionalisierung des Ideals zum Beispiel durch Schule und Erziehung und seine Verbreitung unter Arbeitern und Angestellten. Und ganz nebenbei werden zwei ganz zentrale Probleme benannt: zum einen die Spannung zwischen Maskulinität und Familie, obwohl ja gerade die Faschisten die Familie zur «Keimzelle des Staates» erhoben, zum anderen die normative Kraft des «Normalen», wie sie sich nicht zuletzt in der «Sehnsucht nach Normalität» bei «praktisch allen Minderheiten» zeigt. (196) Denn «Extreme waren [...] in der bürgerlichen Gesellschaft nicht gefragt, ausser vielleicht in Krisenzeiten». (187) Und Mosse hat sich in seinen Arbeiten eben vorrangig der Geschichtsschreibung der Krise gewidmet, so dass sich sein Bild des Mannes eher in Extremen bewegt und die Normalität einer alltäglichen Lebenswelt kaum thematisiert wird, woraus sich insgesamt sein eher monochromes Bild ergibt. So erstaunt es

auch nicht, dass das letzte Kapitel («Auf dem Wege zu einer neuen Männlichkeit?»), in dem er für die letzten Jahrzehnte eine «beispiellose Aushöhlung des maskulinen Stereotyps» (245) konstatiert, nur eine kurze Skizze bleibt. Vielleicht steht ja auch schon wieder eine Gegenbewegung vor der Tür, denn «nach wie vor ist die Schlacht noch im Gange, und die Frage ist nicht, ob die «wahre» Männlichkeit entthront wird, sondern wieweit sie modifiziert werden kann». (250)

Hier wird nun ein Paradox sichtbar, dass auch in den Anfängen der Frauenforschung wirksam war. Wird in kritischer Absicht ein zugespitztes Bild des Geschlechterverhältnisses beschrieben, dann wird eine Veränderung meist nur als Utopie denkbar, ablesbar an einer Überbetonung der Rolle von Emanzipationsbewegungen im gesellschaftlichen Wandel, so auch bei Mosse. Sozialstrukturelle Rahmenbedingungen und ihre Veränderungen erscheinen dann nur noch als Epiphänomene gegenüber einem aufgrund seiner Stabilität fast schon wieder naturalisierten Bild von Geschlecht. Aber mit dem Kontext verändert sich auch die Bedeutung von Geschlechtsstereotypen, selbst wenn sie im Erscheinungsbild gleich geblieben sein mögen. Und vor allem verändert sich das Verhältnis zwischen Diskurs einerseits, Sozialstruktur und Lebenswelt andererseits.

So bleiben viele Fragen nicht nur unbeantwortet, sondern auch ungestellt. Neben der Tatsache, dass es sich trotz mancher Redundanzen um ein gut geschriebenes Buch handelt, liegt die Wichtigkeit einer Arbeit wie dieser wohl auch woanders. Denn hier wird durch einen «Grand old Man» der Zunft – wie schon in der Frauenforschung – die Kategorie «Geschlecht» ins Zentrum einer Gesellschaftsgeschichte gestellt und zwar in ihrer Ausprägung als «Maskulinität». Auch wenn Mosse manchen trotz seiner

Bekanntheit als akademischer Aussenseiter gilt (zum Beispiel Ute Frevert in der *Zeit*, 20. Juni 1997), verdeutlicht dies, dass eine derartige Sichtweise allmählich im Zentrum Fuss zu fassen beginnt.

Oliver König (Köln)

FRANÇOISE HÉRITIER
MASCULIN/FÉMININ
LA PENSÉE DE LA DIFFÉRENCE

ÉDITIONS ODILE JACOB, PARIS 1996, 332 P., FF 140.–

Anthropologue structuraliste, Françoise Héritier se propose d'analyser les représentations du féminin et du masculin, mais pas dans une perspective de genre. Son ouvrage est composé d'une somme d'articles assez hétérogènes, dont l'approche varie selon qu'ils proviennent de ses recherches de terrain ou de ses travaux en qualité d'experte, notamment dans les questions liées aux nouvelles techniques de procréation. Mis à part l'avant-propos, les douze chapitres du livre, ainsi que la conclusion sont des articles écrits entre 1978 et 1993, ce qui rend l'ouvrage peu structuré, et induit un certain nombre de redites.

Dans les deux premiers chapitres, Françoise Héritier pose son concept de «valence différentielle des sexes» sur lequel nous reviendrons, et annonce sa démarche: chercher dans les représentations de chaque culture les invariants, et surtout les mécanismes de ces invariants, cela au-delà de la diversité propre à chaque culture.

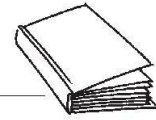
Dans cet ouvrage, elle aborde deux domaines: le système de parenté d'une part, et le système de représentation du féminin et du masculin, essentiellement autour de question de la reproduction, d'autre part.

Françoise Héritier ne définit pas son

base de son analyse et se retrouve dans plusieurs de ses articles, nous allons tenter de l'explicitier ici. La valence différentielle des sexes renvoie à une position antinomique du féminin et du masculin, qui est hiérarchique, puisque chacun des termes est connoté négativement ou positivement; il apparaît que le masculin est toujours dominant.

Françoise Héritier fait de la valence différentielle des sexes le quatrième pilier de la société et de la famille, – Claude Lévi-Strauss dégage les trois piliers suivants: la répartition sexuelle des tâches, la prohibition de l'inceste, liée à l'obligation de l'exogamie, et enfin l'instauration d'une forme reconnue d'union – et c'est là son principal apport, car elle se propose d'aller plus loin dans l'étude des systèmes de parenté. En les analysant, elle examine toutes les possibilités logiques, et constate qu'il y a certaines catégories qui n'ont pas été retenues. C'est ici qu'intervient son concept: certaines configurations ne sont pas retenues, car elles envisagent des relations de parenté dans lesquelles les femmes ont un rôle dominant. Enfin, l'auteure tente de démontrer la permanence de cette valence différentielle des sexes en soulignant, par de nombreux exemples, la valorisation des activités masculines aux dépens des activités féminines (cela même dans les sociétés matrilineaires). Elle relève notamment la manière dont est considérée la stérilité dans la plupart des systèmes de représentations: les femmes sont toujours tenues pour responsables.

Le chapitre «Le sang du guerrier et le sang des femmes» est le seul où l'auteure s'intéresse directement à la domination masculine. Elle admet la part importante de l'idéologique dans l'interprétation des différences entre les sexes et rend compte du rapport de force. Elle rappelle dans ce chapitre les critiques formulées à l'encontre des évolutionnistes, qui avaient



contribué à l'établissement du mythe du matriarcat primitif, confondant matriarcat et matrilinearité. Même si dans certaines sociétés, les femmes bénéficient d'un statut enviable, elles sont toujours exclues de certains domaines «réservés».

Françoise Héritier explique cette permanence d'une domination masculine non pas par la «nature féminine», mais par la logique même du fonctionnement social. Certains mythes fondent la domination masculine, la présentant comme une revanche sur un âge de domination féminine. Par ces exemples, l'auteure explique la fonction des mythes: légitimer l'ordre social. Ainsi, les mythes du matriarcat primitif servent à asseoir l'actuelle domination masculine et ne renvoient pas à un état antérieur de la société.

Ce recueil d'articles manque parfois de cohérence interne et ne fournit pas la synthèse que le titre permettait d'espérer. Cependant, un de ses apports est de montrer la cohérence des systèmes de représentations. La limite de cette analyse réside dans le fait qu'il faudrait pouvoir sortir du domaine des représentations pour questionner également les rapports de force sociaux. De plus, la démarche comparative, en cherchant les invariants, cumule les exemples et évacue le contexte d'où ils sont tirés.

Si Françoise Héritier illustre richement les signes de la valence différentielle des sexes, elle n'essaie jamais d'en expliquer les mécanismes. La domination masculine existe, elle le prouve par maints exemples, dans toutes les sociétés étudiées; mais elle ne poursuit pas plus avant son analyse. On regrette par ailleurs qu'elle n'ait pas mieux développé des cas particuliers du rapport au genre: que ce soit lorsque le sexe social diffère du sexe biologique, ou encore lorsque des femmes – dans des circonstances particulières – ont des rôles masculins. (La constitution d'un sexe social chez les Inuit peut être à

l'opposé du sexe biologique. Les femmes stériles de la tribu des Nuer d'Afrique occidentale, après quelques années d'union non féconde, rejoignent leur famille d'origine et sont traitées en hommes. Elles peuvent non seulement constituer des troupeaux, mais encore épouser une ou plusieurs femmes, dont la descendance sera assurée par un serviteur.) Elle permet par là de montrer que le social ne se fonde pas sur le «naturel».

L'approche structurale fige les choses et laisse penser qu'elles sont immuables. Ce type d'analyse tend à réifier le rapport entre les genres et le présente comme inhérent à toute société humaine. De plus, en cherchant des invariants, cette approche envisage les sociétés d'un point de vue purement eurocentriste. Enfin, les piliers de Lévi-Strauss, mais aussi la valence différentielle des sexes érigés en principes quasi universels empêchent d'envisager d'autres formes de société. L'égalité des sexes est, dans son optique, irréalisable.

Nadia Lamamra (Lausanne)

VICTOR J. SEIDLER UNREASONABLE MEN

MASCULINITY AND SOCIAL THEORY

ROUTLEDGE, LONDON 1994, 254 S., £ 13.99

Victor Seidlers Untersuchung setzt an beim Gegensatz von Natur und Kultur. Sowohl Juden als auch Frauen und Schwarze, Lesben und Schwule sind innerhalb dieser Dichotomie mit grösserer Naturnähe etikettiert und von der modernen westlichen Gesellschaftstheorie aus dem «magic circle of humanity» ausgeschlossen worden. Implizit hat sich dadurch der weisse, heterosexuelle, protestantische Mann als Kulturträger etabliert. Und als alleiniger Inhaber der Vernunft formuliert er die Kategorien und Begriffe, ■ 175

in denen die «anderen» den Beweis ihrer Vernunftfähigkeit erst erbringen müssen. Doch nicht nur die Position der Vernunft ist männerdominiert, auch die Moderne, und mit ihr die Vernunft selbst, hat mit Männlichkeit zu tun.

Die dominante Konzeption von Vernunft zeichnet sich dadurch aus, dass sie von Körper, Begehren, Glauben und Gefühl absieht. Sie versteht sich als von der Natur abstrahierte Kultur. Diese Abstraktion wird von Seidler der Kritik unterzogen. Sie wirke nicht nur im Selbst des vernünftigen Mannes, sondern zeichne auch dafür verantwortlich, dass private Kategorien der Differenz im öffentlichen Bereich der Theorie keine Rolle spielen. Der gängigen «Social Theory» liege kein adäquates Konzept für die Vielfalt der menschlichen Erfahrung zugrunde, meint Seidler, und führt als eine Konsequenz daraus ihre Schwierigkeit an, innerhalb einer modernen liberal-demokratischen Gesellschaft Unterdrückung zu denken.

Titelgebend bezeichnet Seidler diese Form der Vernunft als «unreasonable». Damit führt er durch die Hintertür einen zweiten, «vernünftigen» Vernunftbegriff ein, ohne ihn näher zu spezifizieren. Seine Kritik am männlich geprägten Denken ist nicht neu. Das Buch wird aber lesenswert, wenn er den männlichen Vernunftgebrauch als spezifisch männliche Erfahrung beschreibt – eine Erfahrung, deren wichtigster Zug gerade darin liegt, nicht als spezifisch männliche Erfahrung erlebt zu werden. Daraus ergibt sich als bedenkenswertes Fazit: Wenn Vernunft und Erfahrung verknüpft werden, löst sich das Band zwischen Männlichkeit und Moderne.

Daniel Speich (Zürich)

**MICHAEL ROPER, JOHN TOSH (EDS.)
MANFUL ASSERTIONS
MASCULINITIES IN BRITAIN SINCE
1800**

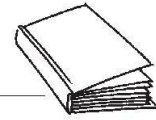
ROUTLEDGE, LONDON 1991, 221 S., £ 11.99

**JOHN TOSH
WHAT SHOULD HISTORIANS DO
WITH MASCULINITY?
REFLECTIONS ON NINETEENTH-
CENTURY BRITAIN**

HISTORY WORKSHOP JOURNAL 38 (1994), 178–202.

Der zu besprechende Sammelband ist das Ergebnis einer informellen, interdisziplinären Arbeitsgruppe britischer SozialwissenschaftlerInnen, die sich seit 1988 mit der Geschichte der Männlichkeit im England des 18. und 19. Jahrhunderts befassen. Eine zentrale Strategie, Männlichkeit als dominantes Geschlecht zu etablieren, besteht darin, gerade die Geschlechtlichkeit von Männern unsichtbar zu machen und Männer als monolithisch-einheitliche soziale Gruppe zu präsentieren. Diesen Vorgang der Unsichtbarmachung dekonstruierend aufzudecken, darin liegt die politische Brisanz einer Geschlechtergeschichte der Männlichkeit, aber auch ihre methodische Schwierigkeit.

Explizit knüpfen die AutorInnen an von der Frauen- und Geschlechterforschung erarbeitete Konzepte an. Geschlecht ist kein Wesensmerkmal, und schon gar nicht bloss von Frauen; Geschlecht ist organisierendes Prinzip sozialer Strukturen, Institutionen und Praktiken – entsprechend methodisch nutzbar zu machen als analytische Kategorie und Perspektive für soziale Konstruktionsprozesse. Männlichkeit soll (analog zu Weiblichkeit) als relationales Konstrukt untersucht werden, was nur möglich sei im Gesamtkontext der jeweiligen Geschlechterbeziehungen. In dieser Hinsicht bedauern die Herausgeber die durchgän-



gige Abwesenheit von Frauen innerhalb der bisherigen männergeschichtlichen Forschung. So versucht *Pamela Walker* in ihrer Forschung über Geschlechterbeziehungen in der britischen Heilsarmee zu zeigen, wie auch Frauen ihrerseits auf Vorstellungen von (christlicher) Männlichkeit rekurren, um das Verhalten von Männern zu kontrollieren. Einige der versammelten Artikel befassen sich aus männergeschichtlicher Perspektive mit Themen, die zu den «standards» der historischen Frauenforschung gehören: Arbeitswelt (*Keith McClelland, Michael Roper*) und häuslich-privater Bereich (*Norma Clarke, John Tosh*). Wiederum bestätigt sich, wie sehr häusliche Autoritätsausübung als Grundlage für vielfältige Formen männlicher Behauptung im öffentlichen Raum dient. Leider liegt kein Artikel zum Verhältnis von Männlichkeit und Politik vor. Die Texte zu Arbeits- und Berufswelt bestätigen einmal mehr, wie mit der spezifischen Verknüpfung von Lohnarbeit mit männlicher Identität im 19. Jahrhundert der Ausschluss von Frauen aus qualifizierten und besser bezahlten Berufen einherging. Männliches Selbstbewusstsein hing im 19. Jahrhundert vor allem ab von handwerklichen Fertigkeiten und einem Ernährerlohn, in der neu entstehenden Konsumgesellschaft der Nachkriegszeit zunehmend von der Fähigkeit, Güter zu konsumieren. Die Beispiele der modernen Konsum- und Leistungsgesellschaft illustrieren auch das brüchige Fundament männlicher Identität, stellt doch für Männer der Verlust ihres Arbeitsplatzes nicht nur eine Infragestellung ihrer ökonomischen Sicherheit dar, sondern auch ihrer Identität als Mann. Vor diesem Hintergrund erscheint der zunehmend heroisierende Männlichkeitsdiskurs der Jahrhundertwende und der Zwischenkriegszeit, der sich zudem verbindet mit einem imperialistischen Diskurs über rassische und kulturelle Überlegenheit

und sich vermehrt nicht nur gegen Frauen, sondern auch gegen unterlegene Männer abgrenzt, als kompensatorisch im Hinblick auf eine anderweitig brüchig gewordene Identität (vgl. die Artikel von *Graham Dawson* zur Figur von Lawrence of Arabia sowie *Kelly Boyd* über das Männerbild in Illustriertenmagazinen für Jugendliche).

Dass Geschlecht gerade auch dann eine fruchtbare analytische Perspektive darstellt, wenn rein männliche Institutionen untersucht werden, ist eine Einsicht des AutorInnenkollektivs, die sich in der Gender-Historiographie bisher leider noch viel zu wenig festgesetzt hat. *Peter Lewis* befasst sich beispielsweise mit den Strategien von Institutionen (hier der «public school»), durch welche Knaben im Verlauf ihrer Sozialisation systematisch dem Einflussbereich von Frauen entzogen werden, um, je älter sie werden, in fast ausschliesslichen Männerwelten aufzuwachsen. Die «public school» erweist sich als eine Institution, in welcher über elaborierte Rituale Männlichkeit erworben wird, verbunden mit Abgrenzungshaltungen gegenüber anderen Männern (zum Beispiel Homosexuellen) und dem Wissen um Privilegien über das andere Geschlecht oder die unteren Schichten.

In den meisten Arbeiten wird deutlich, wie stark männliche Sozialisation geknüpft ist einerseits an Machtphantasien und andererseits an konkrete Machterwartungen. Weil Herrschaft immer auf unsicherem Grund steht, indem sie permanenter Herausforderung durch die Beherrschten widerstehen muss, ist auch Männlichkeit strukturell unsicher und muss beständig neu erworben und bestätigt werden. Einige Institutionen, symbolische Identifikationsangebote und Rituale, die in der englischen Gesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts insbesondere für Männer der bürgerlichen Mittelklasse diese Funktionen erfüllten, stellt uns der

sorgfältig gearbeitete Sammelband vor. Die Reihe der relevanten und wünschenswerten Bereiche und Themenfelder liesse sich natürlich beliebig erweitern: Sexualität, Homosexuelle/Heterosexuelle, Militär/Krieg, Politik, nichtbürgerliche Männlichkeiten. Ungeklärt bleibt auch die Frage, inwiefern in der Gender-Theoriebildung erarbeitete Konzepte zur Erforschung vor allem weiblicher Lebensverhältnisse und der Auswirkungen des Geschlechterverhältnisses für Frauen umstandslos auf Männer und Männlichkeit(en) übertragbar sind: Schliesslich ist nicht zuletzt der jeweils unterschiedliche Bezug zu sozialer Macht eines der grundlegenden Merkmale des Geschlechterverhältnisses, und sind entsprechend die Anforderungen an historische Dekonstruktion andere.

Abschliessend sei deshalb auf einen jüngeren Aufsatz des Mitherausgebers John Tosh verwiesen, den ich insbesondere in konzeptueller Hinsicht lesenswert finde. Tosh ist der Ansicht, dass sich Männlichkeit – anders als Weiblichkeit – weniger im zwischengeschlechtlichen Verhältnis konstituiert, als vielmehr im

Verhältnis und in der Abgrenzung von andern, als unmännlich beziehungsweise abweichend empfundenen Männern – je nach Epoche können dies zum Beispiel Junggesellen, Homosexuelle, Adlige, Arbeiter etc. sein. Sozial mächtig sind entsprechend nie alle Männer in gleicher Weise, neben einer «hegemonialen Männlichkeit» besteht eine Vielfalt anderer Männlichkeiten. Diese innermännlichen Abgrenzungsstrategien verbinden sich allerdings mit einer Reihe von sozialen Orten, in welchen männliche Solidarität kultiviert und praktiziert wird («all-male-associations», von der «peer group» über den Herren-Club bis zum Arbeiterturnverein und anderen mehr), in welchen Männer sich – zum Teil über Klassengrenzen hinweg – gegenüber den Frauen als einheitliche Gruppe konsolidieren. Ebenfalls anders als Weiblichkeit, ist Männlichkeit als sozialer Status in viel ausgeprägterem Mass auf ihre öffentliche Bestätigung und Inszenierung angewiesen, sei dies im politischen Raum oder etwa über die in den meisten Gesellschaften und Kulturen entwickelten Rituale geschlechtlicher Initiation.

Claudia Töngi (Basel)